

Prolog

Gregor

Ruf der Freundschaft

Antwerpen im Februar anno 1396 /Abteikirche St. Michael

Gregor prüfte die Zahlen noch einmal, dann setzte er einen Punkt und legte die Feder auf den Tisch. Er lehnte sich zurück, strich sich durch das dichte dunkle Haar und lächelte zufrieden. Das Lächeln verlieh seinen markanten Zügen eine unerwartet weiche Note. In diesem Moment strahlten seine wachsamen Augen vor Zufriedenheit und Stolz. Denn der Tag war erfolgreich für seinen Handel gewesen und hatte die Mühen des vergangenen Jahres einmal mehr belohnt. Er hatte zwei Dutzend Ballen Tuche verkauft, dazu siebzig Fass von dem süßen Wein, den er aus Portugal gebracht hatte, und sieben Kisten mit spanischem Schinken. Seine Gedanken schweiften zu den Anfängen seines Handels, als jeder Verkauf hart erkämpft war und die Unsicherheiten ihn oft um den Schlaf brachten. Damals waren seine Schultern schwer vor Sorge gewesen, doch heute fühlte er eine erfrischende Leichtigkeit. Er schloss das Buch, in das er stets mit Sorgfalt die Einkäufe und Verkäufe eintrug, und packte es in die lederne Tasche – gerade, als es an der Tür klopfte. Der kleine Mönch, der ihn zuvor in die gemütliche Kammer geleitet hatte, die das Kloster für Gäste bereithielt, lud ihn zu Abt Roderick in die Bibliothek ein. Gregor folgte dem Mann, dessen Namen er schon wieder vergessen hatte, durch die langen Flure, bis sie zu der Tür kamen, die in den Kreuzgang führte.

„Ich nehme den Weg durch den Garten“, verkündete er. Und bevor der Mönch etwas einwenden konnte oder sich womöglich anbot, ihn zu begleiten, öffnete er die Tür und trat ins Freie. Dort atmete er die frische, kalte Luft tief in seine Lungen und spürte, wie sie ihm eine wohlige Klarheit brachte. Sein Blick fiel auf das schneebedeckte Gras, aus dem die ersten Schneeglöckchen scheu hervorsahen, als wollten sie den Frühling vorsichtig begrüßen. Die Dämmerung zog allmählich ein, und die sanften Farben des Himmels spiegelten eine stille Melancholie wider. Gregor blieb einen Moment stehen, versunken in den Anblick, während die Stille des Klostergartens ihn umfing. In dieser friedlichen Umgebung fühlte er sich in einer anderen Welt, weit entfernt von den geschäftigen Märkten und dem Lärm der Stadt. Hier konnte er seinen Gedanken nachhängen, die wie der aufkommende Abendnebel leise in seinem Geist aufstiegen. Der Duft der Erde und das zarte Glitzern der Schneeflocken auf den Blättern erinnerten ihn an seine Kindheit, an Tage, die er draußen in der Natur verbracht hatte, frei und unbeschwert. Ein leises Lächeln umspielte seine Lippen, während er diese kostbaren Erinnerungen hervorrief. Doch die Glockenschläge, die zur Vesper riefen, holten ihn zurück in die Gegenwart. Es war Zeit, sich von diesem friedlichen Anblick zu lösen und so setzte er seinen Weg zur Bibliothek fort.

Für einen flüchtigen Moment erstarrte er, denn wenige Schritte entfernt stand unerwartet eine Frau.

„Leha!“, rief er überrascht.

Es kamen ihm die vielen Male in den Sinn, in denen er ihr begegnet war: der Tod seines Vaters, die Nacht, in der Ari geboren wurde, der Tag, an dem Bennu wegen eines Fiebers mit dem Tod gerungen

hatte, und die einsame Nacht in Beijing, während der er als Gefangener von Kaiser Hongwu um sein Leben fürchtete.

„Deine Familie ist in Sicherheit“, sagte sie, noch bevor er die Sorge, die ihn plagte, ausgesprochen hatte.

„Samuel?“, fragte er hastig. Die Worte drängten sich ihm über die Lippen, begleitet von einer Flut an sorgenvollen Gefühlen. Leha trat näher und legte eine Hand auf seine Schulter, ihre Berührung war warm und beruhigend.

„Dein Bruder Samuel ist wohlauf“, versicherte sie ihm mit sanfter Stimme.

„Aber du wirst in Mainz gebraucht“, sagte sie in ernstem Ton.

„Ferdinand!“

Sein Freund aus Kindertagen hatte ihn in einem Brief, den der Abt ihm bei seinem Eintreffen vor wenigen Tagen ausgehändigt hatte, gebeten, ihn bald aufzusuchen. Was er, aber wegen der guten Geschäfte der letzten Tage ein wenig aufgeschoben hatte.

„Es ist an der Zeit“, hörte er Leha noch eindringlich sagen, dann war sie so unerwartet verschwunden, wie sie vor ihm gestanden hatte.

Gregor brauchte einen Augenblick, bis er verstanden hatte, was soeben geschehen war.

Doch noch am selben Abend nach der Vesper machte er sich mit Bartholomäus Schröder, einem heimatlosen Magister, der ihn auf seiner Handelsreise begleitet hatte, auf den Weg nach Mainz.

Hanna

Tage der Trauer

Augustinergasse in Mainz, im April anno 1396

„Du unnützes Ding solltest dankbar sein, dass ein so großmütiger Mann wie mein Enderlin dir überhaupt die Ehe anträgt!“, spie die alte Vettel aus und verzog dabei ihren rot angemalten Mund, so dass ich ihre fauligen Zähne sehen musste.

Mein Herz raste. *Was für eine schreckliche Kreatur*, dachte ich. Nur allzu gern hätte ich diesem widerlichen Weibsstück ins Gesicht gespuckt. Doch Enderlin hatte meinen Arm mit festem Griff gepackt, und der Abstand zu ihr verhinderte die Ausführung meines Gedankens. *Warum muss er immer im Weg sein?* fragte ich mich. Ganz die Tochter meiner Eltern, trat ich, so fest ich konnte, zu. *Das wird ihn lehren*, hoffte ich. Ich verfehlte mein Ziel – sein empfindlichstes Ding – leider um einen Fußbreit. *Verdammt!*, fluchte ich innerlich, da es Enderlin in einem seiner lichten Augenblicke gelang, mir auszuweichen. Dennoch landete mein Fuß mit voller Wucht auf seinem Bein. *Das wird ihm weh tun*, dachte ich zufrieden. Sein Griff um meinen Arm lockerte sich und ich konnte mich befreien. *Jetzt oder nie!* trieb ich mich in Gedanken an. Ich stürzte zum Schreibtisch meines Vaters, das Blut rauschte in meinen Ohren. Enderlin war mir dicht auf den Fersen. Im letzten Moment packte ich den Scherenstuhl und rammte ihn ihm vor die Füße. *Strauchelt er nur? Stürzt er?* Meine Gedanken rasten und noch während der nach Schweiß und Bier stinkende Sohn dieser warzengesichtigen Ausgeburt sabbernder Schweine damit beschäftigt war, sein Gleichgewicht nicht zu verlieren, griff ich nach meinem Schwert. *Zum Glück liegt es noch hier*, stellte ich erleichtert fest. Da ich es vor dem unangemeldeten Besuch

dieser Krötengesichter gereinigt hatte. Im Geiste dankte ich meinem Vater für seine Weitsicht, mir ein Schwert schmieden zu lassen.

Ich stürzte mich auf den verdutzten Enderlin, und nur einen Lidschlag später bettelte das widerliche Schandmaul, das sich seine Mutter nannte, heulend um sein armselige Leben. Während sich die Spitze meiner Waffe unerbittlich ins fleischige Kinn des jämmerlichen Wichts bohrte, versuchte ich meine sich überschlagenden Gedanken zu ordnen.

Tante Ranghild und Onkel Richart waren wegen des Todes meines Vaters zum Rathaus bestellt. Hannes, der Knecht, war mit einer Fuhre Wein unterwegs zum Schwanen, und die Magd, die dieses liederliche Pärchen ins Haus gelassen hatte, würde wohl eher schreiend auf die Augustinergasse laufen, als mir zur Hilfe zu kommen.

Über den Tumult hatte ich nicht bemerkt, dass bereits einem weiteren Besucher Einlass gewährt worden war. Fast hätte ich mein Schwert fallen lassen, als ich den großen Mann in der geöffneten Tür stehen sah.

„Apage Satanas.“ Die dunkle Stimme füllte den Raum mit Autorität – Weiche, Satan! Ein alter lateinischer Ausruf zur Abwehr des Bösen. Krötengesicht sperrte den Mund auf, und ihr jämmerlicher Sohn begann rückhaltlos zu schluchzen.

„Du dreckige Hure wirst brennen, dafür Sorge ich!“, drohte mir dieses schauerliche Weibsstück. Sie war offenkundig der lateinischen Sprache nicht mächtig und wiegte sich in der Anwesenheit des Fremden in Sicherheit. Sie stemmte ihre Hände in die beleibten Hüften und verzog wieder den rot geschminkten Mund.

Angewidert wandte ich meine Augen ab von ihr, ich wollte nicht noch einmal in ihren fauligen Schlund sehen.

„Horribile dictu“, zitierte der Fremde weiter, ein Ausdruck für etwas so Schreckliches, dass man es kaum auszusprechen wagt.

„Horribile visu“, wandte ich mich ihm zu, schrecklich anzusehen, ein Ausdruck für etwas so Furchtbares, dass der bloße Anblick Entsetzten auslöst.

Ein amüsiertes Lächeln umspielte seine Lippen. Während er mir einen durchdringenden, aber freundlichen Blick schenkte, sah das Weib die Gelegenheit gekommen. Sie beschuldigte mich ohne Atem zu holen, eine Zaubersche, eine Hexe, eine Giftmischerin zugleich zu sein. Dabei vergaß sie auch nicht zu erwähnen, dass selbst meine Mutter – die eine hervorragende Ärztin gewesen war – sich zu ihren Lebzeiten schon der dämonischen Kunst verschrieben hatte und mein Vater – ein vom König anerkannter Naturwissenschaftler – vor wenigen Tagen erst den Tod gefunden hat, weil er mit dem Teufel im Bunde gestanden habe. Mit jedem Wort aus ihrem aasigen Mund überfielen mich Wut und Trauer gleichermaßen. Ohne nachzudenken, senkte ich das Schwert von Enderlin's Kinn und trat dem heulenden Jämmerling kraftvoll ins Gesäß. Jäh fiel er mit seinem ganzen Gewicht gegen seine verlogene Mutter und riss sie mit sich zu Boden. Im selben Moment trat der Fremde zu mir, nahm mir das Schwert aus der Hand und zog mich für einen kurzen Augenblick tröstend in seine Arme.

„Ich bin Euer Freund“, flüsterte er mir dabei ins Ohr.

„Vasa vacua maxime sonant!“ Wandte er sich an das Pärchen. *Wohl wahr, leere Gefäße tönen am lautesten*, stimmte ich ihm in Gedanken zu.

Dann stand ich wieder allein und nahm die folgenden Geschehnisse nur als Zuschauerin wahr. Zu meinem Erstaunen trat ein weiterer Mann in den Raum. Er war fast ebenso groß wie der dunkelhaarige Fremde, aber von breiterer Statur. Dies stellte jedoch keineswegs eine Benachteiligung seiner Gewandtheit dar. Geschickt half er Mutter und Sohn auf die Beine und geleitete sie aus dem Raum. Die Männer tauschten einen Blick, dann schloss der dunkelhaarige die Tür und wir waren allein im Raum.

Ein Trost in der Trauer

„Gregor von der Breeden. Euch zu Diensten, Jungfer Hanna“, sagte er und trat zu mir.

„Ihr seid unzweifelhaft das Kind Eurer Eltern“, stellte er fest.

Ich konnte ihn nicht mit klarem Blick sehen, denn sobald ich seinen Namen gehört hatte, flossen die Tränen der Trauer über meine Wangen.

Fünf Tage waren vergangen, seit mein Vater gestorben war. Fünf Tage hatte ich versucht, meine Trauer mit Wut zu bekämpfen.

Wie konnte er mich verlassen, wo doch schon der Tod meiner Mutter vor ein paar Jahren so schmerzlich für mich gewesen war? Wie konnte er es nur zulassen, dass sein Herz einfach stehen blieb? Dabei hatte er mir versprochen, dass wir ein beschauliches Leben auf unserem Gut führen würden. Diese Gedanken hatten am Tag und auch des Nachts die Tränen verdrängt, die sich nun Bahn brachen.

Gregor von der Breeden, den Namen hatte ich schon so oft gehört, dass ich glaubte, den Mann ebenso gut zu kennen, wie meine Eltern ihn gekannt hatten. Bei seiner Erwähnung kamen mir die vielen friedlichen Abende in den Sinn, an denen meine Eltern mir Geschichten aus ihrer Kindheit erzählt hatten, und der Schmerz über meinen Verlust raubte mir nun beinahe die Sinne.

„Alles wird wieder gut, ich bin jetzt da“, flüsterte er, dann fand ich mich in seinen Armen wieder. Während ich den edlen Stoff seiner schwarzen Tunika mit meinen Tränen durchnässte, strich er mir tröstend über die Haare und murmelte beruhigende Worte. Ich fühlte mich wohl und so behütet und geborgen wie damals, als kleines Mädchen in den Armen meines Vaters. Ich tat, was ich mir fünf Tage lang verwehrt hatte: Ich beweinte meinen Verlust.

Später, nachdem meine Tränen versiegt waren, standen wir noch immer eng umschlungen vor dem Schreibtisch meines Vaters. Erst als Ranghild den Raum betrat und mit sorgenvoller Stimme sagte, dass ich seit nunmehr fünf Tagen fast keinen Schlaf gefunden habe, lockerte er seinen Griff, aber nur, um mich auf seine Arme zu nehmen und in meine Kammer zu tragen.

Ich schlief den restlichen Tag und die ganze Nacht. Als ich am Morgen erwachte, waren es nicht Trauer und Hilflosigkeit, die mich als erstes erfüllten, sondern die wohlige Geborgenheit, die ich in Gregor von der Breeden Armen gespürt hatte.

Während ich mich wusch und ankleidete, dachte ich an die Geschichten, die mir meine Eltern über ihre Kindheit erzählt hatten. Sowohl meine Mutter als auch mein Vater hatten Gregor von der Breeden ihren Freund genannt. Das war nicht weiter verwunderlich, denn auch meine Eltern waren in ihrer Kindheit Freunde gewesen. Mein Vater, Ferdinand von Hayden, Gregor von der Breeden, sein Bruder Samuel, Francois de Broglio und Minerva von Mandel, eine Base meiner Mutter, waren als Kinder benachbarter Mainzer Familien zusammen aufgewachsen.

Francoise de Broglio hatte die Tochter eines Pariser Pelzhändlers geheiratet. Mit seiner Frau zog er nach Paris, wo er ein paar Jahre später den Handel seines Schwiegervaters übernahm. Samuel von der Breeden wurde auf Wunsch seines Vaters mit der Tochter eines florentinischen Händlers verheiratet, während sein Bruder Gregor eine Venezianerin heiratete. Minervas Eltern starben bei einem Brand, als sie gerade zwölf Sommer zählte. Einige Jahre später heiratete sie heimlich den Sohn eines verarmten Ritters und wurde daraufhin von ihrem Bruder aus dem Elternhaus verstoßen.

Einzig meine Eltern hatten bei ihrer Heirat sowohl den Segen ihrer Familien als auch den der aufrichtigen Liebe. Trotz der Widrigkeiten des Lebens hielten die Freunde aus Kindertagen Kontakt, schrieben sich Briefe und besuchten sich, wann immer es möglich war. So reiste ich vor einigen Jahren mit meinen Eltern nach Paris, um einen Sommer im Haus von Francoise de Broglio und seiner Frau

Christin zu verbringen. Ein anderes Mal waren wir zu Gast in dem ansehnlichen Gasthaus, das Minerva von Mandel und ihr Gemahl Knuth in Köln betreiben.

Mit Samuel und Gregor von der Breeden verabredete mein Vater sich größtenteils auf seinen Forschungsreisen, da die Brüder oft selbst des Handels wegen auf Reisen waren.

Ranghild wird ihn über Vaters Tod unterrichtet haben, dachte ich, während ich meine Haare bürstete und mich über sein unerwartetes Erscheinen wunderte. Meine Tante Ranghild war mit den Freundschaften meines Vaters vertraut. Sie hatte ihn wie ein eigenes Kind angenommen, da meine Großmutter bei seiner Geburt schon mehr als vierzig Sommer gesehen hatte. Ohne darüber nachzudenken was ich tat, zog ich das grüne Kleid an, das meinen kastanienbraunen Haaren und den Sommersprossen schmeichelte.

Ich verließ meine Kammer und lauschte wie jeden Morgen aufmerksam an der benachbarten Tür, hinter der sich das Schlafgemach meines Vaters befand. Ich wusste, dass ich ihn nie wieder berühren konnte, aber dennoch sehnte ich mich nach ihm und wollte ihn spüren. In der Hoffnung, an einem Kleidungsstück oder gar auf seinem Kopfkissen noch einmal seinen Geruch riechen zu dürfen, öffnete ich die Tür und betrat das Schlafgemach. Erstarrt blieb ich stehen, denn Gregor von der Breeden stieg gerade nackt aus dem Zuber, in dem noch vor wenigen Tagen mein Vater gebadet hatte.

„Jungfer Hanna“, sagte er überrascht, während er zum Bett ging und nach einem Handtuch griff. „Fühlt Ihr Euch heute besser?“, fragte er, dabei schlang er das Leinen um seine Hüfte.

„Besser.“ Ich nickte, blieb regungslos stehen und starrte auf seine Brust und die muskulösen Schultern.

„Gut, denn es gibt einiges, das wir bereden müssen.“ Er schenkte mir einen freundlichen Blick, während er ein Kleidungsstück vom Bett nahm.

„Warum ...“, begann ich und hatte große Mühe, meine aufsteigenden Tränen zurückzuhalten, „... schlaft Ihr nicht in der Kammer, die für unsere Gäste hergerichtet ist?“

„Das Schnarchen von Magister Schröder hat mich davon abgehalten.“

„Magister Schröder?“ Ich sah dabei zu, wie er die Hose über seine Beine zog und das Leinen, das seine Lenden bedeckt hatte, fallen ließ.

„Bartholomäus Schröder, er war gestern so frei und hat Eure Besucher aus dem Haus geleitet.“

„Oh.“ Ich seufzte und meine Schultern sanken mutlos zusammen. Gregor trat neben mich und legte den Arm um meine Schulter. Er führte mich zum großen Bett, das die einzig freie Sitzgelegenheit in der Kammer war, und hieß mich mit einer Handbewegung, darauf zu sitzen.

„Ich habe auf der anderen Seite geschlafen“, flüsterte er, als er die Decke aufschlug und mir das Nachtwand meines Vaters reichte. Dankbar nickte ich nur und vergrub mein Gesicht in der Cotte, der noch der Geruch meines Vaters anhaftete.

Erst vor wenigen Wochen war ich zur selben Stunde in dieser Kammer gewesen. Ich hatte neben meinem Vater auf dem Bett gesessen und laut vorgelesen, was er in der Nacht niedergeschrieben hatte. Wir hatten gelacht und Pläne für das Gut geschmiedet, das uns meine Mutter hinterlassen hatte und das wir nun selbst bewirtschaften wollten. Nach ihrem Tod hatte es Vater zu sehr geschmerzt, weiter in dem Haus zu wohnen, in dem er mit seiner geliebten Frau so glücklich gewesen war.

Doch nun waren fast sechs Jahre vergangen seit dem schrecklichen Unfall, bei dem meine Mutter ihr Leben verloren hatte. Ich hatte meinem Vater noch einmal erklärt, dass ich keinen Mann ehelichen würde. Daraufhin hatten wir beschlossen, das Haus in Mainz meiner Tante zu überlassen und auf dem Gut eine Pferdezucht zu beginnen. Zudem wollten wir dort den Weinhandel fortführen, den die Großeltern meiner Mutter begonnen hatten. Ich seufzte bei dem Gedanken daran, und wischte die Tränen mit den Fingern weg.

„Was wird denn jetzt aus dem Gut?“, rief ich besorgt aus“, nachdem ich mich wieder etwas gefasst hatte.

Es ist alles geregelt, Jungfer. Euer Vater hat dafür gesorgt, dass Ihr Euer gewohntes Leben weiterführen könnt“, sagte Gregor mit ruhiger Stimme.

Ich wandte mich ihm zu und beobachtete, wie er seine Stiefel schnürte. Er hatte sich in der Zeit, in der ich meine Gedanken wieder meinem Vater zugewandt hatte, angezogen und trug nun eine schwarze lederne Hose und darüber eine Tunika aus blauem Tuch.

„Aber wir wollten doch auf dem Gut leben“, sagte ich verwirrt.

„Ich weiß. Sorgt Euch nicht, das Gut wird, wie Ihr es mit Eurem Vater besprochen habt, Euer Heim sein. Nach meinem Besuch bei Notarius Erwin werde ich Euch das Testament erläutern.“

Er sah mich auffordernd an. „Hunger?“

Mein laut knurrender Magen antwortete, noch bevor ich ja sagen konnte, also nickte ich nur und folgte ihm schweigend in den Speisesaal.

Schutz und Konflikte

Als ich die Küche betrat, lernte ich dann auch den Magister kennen, von dem Gregor zuvor gesprochen hatte. Er stellte sich mir als Bartholomäus Schröder vor und war tatsächlich noch höher gewachsen als Gregor.

Während des Frühstücks verteidigte ich mich gegen Ranghilds Vorwurf, dass ich mal wieder zu voreilig an meinem Schwert gewesen sei:

„Der widerliche Enderlin hat auf Geheiß seiner grässlichen Mutter versucht, mir unter den Rock zu greifen, um meine Gebärfähigkeit zu ertasten. Mir blieb keine andere Wahl!“

„Die neidische Ruth wird Gehör finden, Hanna. Die von Wessels haben Verwandtschaft im Rat sitzen“, erklärte Ranghild mir dennoch ungehalten.

„Deswegen darf sie sich noch lange nicht ungefragt Einlass in das Haus anderer Leute verschaffen“, schnaubte ich.

„Still, alle beide!“, mischte sich Onkel Richart ungewohnt herrisch ein.

Was zur Folge hatte, dass ich meine Lippen aufeinanderpresste, und schuldbewusst das Mus in meiner Schüssel betrachtete, während Ranghild aufstand und zum Fenster trat.

„Tatsächlich haben sie sich ziemlich roh verhalten, nachdem die Magd sie nicht einlassen wollte. Als wir ankamen, hielt das Mädchen sich weinend ein Tuch gegen die blutende Stirn. Der edle Enderlin hat es recht grob zur Seite geschoben. Dabei ist es mit dem Kopf gegen die Tür gestoßen und war für einige Augenblicke besinnungslos“, sagte Bartholomäus Schröder.

Ich warf einen triumphierenden Blick auf Ranghilds Rücken und erkannte, dass sie leise weinte. Beschämt senkte ich wieder meine Augen und biss mir auf die Lippen.

Ranghild hatte sich – ebenso wie ich – das Weinen um ihren geliebten Bruder untersagt. Ich ahnte, dass sie es wegen mir getan hatte, und die Scham brannte auf meinen Wangen.

„Geschehen ist geschehen“, meldete sich Gregor zu Wort. „Aber damit das nicht wieder geschieht, habe ich gestern Abend Euer Schwert in der Waffentruhe verschlossen und den Schlüssel an mich genommen.“

„Das dürft Ihr nicht! Ihr habt nicht das Recht dazu!“, rief ich. „Mein Vater hat mich den Schwertkampf gelehrt, damit ich mich gegen Widerlinge wie diesen Enderlin erwehren kann.“

„Hanna, zügele dich“, sagte Ranghild mahnend. „Gregor hat sehr wohl das Recht, das zu tun. Er wird nun an deines Vater Stelle für dich sorgen.“

„Nein!“

Ich schlug so heftig mit der Faust auf den Tisch, dass meine Hand schmerzte. Der Hocker, auf dem ich gesessen hatte, fiel zu Boden, und ich knallte die Tür hinter mir mit einem lauten Rums in den Rahmen.